

Thema: Prater Wien

Autor: Ingeborg Waldinger



Der Klang einer welkenden Welt

Für die Touristen kommt der Wiener Dialekt in nostalgischem Hochglanz daher, doch im Alltag verblasst er zusehends

Zuwandererströme haben den Wiener Dialekt reich an Nuancen, Metaphern und Lehnwörtern gemacht. Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet er in die Defensive und steht heute unter dem Druck des Hochdeutschen. Wo Autoren einst sein poetisches und politisches Potenzial nutzten, pflegt man heute die Nostalgie.

Ingeborg Waldinger

«Linkahaund segn's a neigotische Hitt'n, des Rodhaus», tönt es aus dem Audioguide des Vienna Ring Tram. Ja, linker Hand ist das Rathaus zu sehen, eine neugotische Hütte. Wer die Wiener Ringstrasse per Nostalgie-Tram erkundet und die Stadtführerversion «Wean» wählt, bekommt als Sprecher «Mundl» zu hören, den proletarischen Hanswurst der TV-Serie «Ein echter Wiener geht nicht unter». Mit markigen Kommentaren ironisiert er Sehens- und Denkwürdiges, so auch das Prinz-Eugen-Denkmal: «A bissl gross fia an o'zwick't'n Hawara» (Ein bisschen gross für einen so klein geratenen Kerl). Solch karnevaleskes Lachen gegen die Herrschenden gehört zum legendären Wiener Schmah, der im Stadtdialekt facettenreich zum Ausdruck kommt. Doch die Muttersprache der Wiener verblasst im Alltag zusehends. Zeit also für eine Bestandsaufnahme.

Der Wiener Dialekt ist reich an Nuancen, Metaphern und Lehnwörtern. In ihm hallen die Zuwandererströme der k. u. k. Zeit nach, etwa «Netsch» für Kleingeld oder «barabern» für hart arbeiten. Es ist ein Wortschatz der kleinen Verhältnisse. Doch auch das noble Französisch hinterliess Spuren. Schon Madame de Staël staunte über die extreme «francisation» des Wiener Hofes: «On croit trop à Vienne qu'il est de bon goût de ne parler que français.» Die Bourgeoisie zog nach und veredelte ihr Hochdeutsch durch französisches Wortgut, eine nonchalante Dehnung und nasale Tönung. Heraus kam das «Schönbrunnerdeutsch». Auch das einfache Volk fand Gefallen am «Balewudscherln» (von «parlez-vous français»), bog sich Lehnwörter dialektal zurecht und veränderte manchen Sinn: «Batea» (parterre) meint Erdgeschoss bzw. pleite; «Schani» (Jean) eine Hilfskraft, und «Schmafu» (je m'en fous) etwas Unsinniges, Wertloses. Der ambitionierte Neusprech bot dem Volkstheater Raimunds und Nestroys reichlich Stoff für Parodien. Im Feudalwienerisch der Figuren von Schnitzler und Hofmannsthal weicht die Komik der Melancholie, es ist der Klang einer welkenden Welt.

Sprachform der Unterschicht

Mit dem Zerfall der kosmopolitischen Donaumonarchie stagnierte die fremdsprachenbedingte Entwicklung des Wiener Dialekts. Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet er gar in die Defensive: Über das Kabelfernsehen sickerte das bundesdeutsche Idiom in Wiens Wohnzimmer ein; zudem schafften breite Teile der Unterschicht den sozialen Aufstieg und verdrängten die stigmatisierte Mundart in den Privatbereich. Für Manfred Glauninger, Linguist an der Universität Wien und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, ist das «eine relativ unspektakuläre Sache, weil Sprache – wie jedes soziale Phänomen – ununterbrochen im Wandel begriffen ist». Dialektabbau beobachtet man fast im gesamten deutschen Raum. In Wien sei diese Entwicklung aber besonders markant, u. a. aufgrund der veränderten Masseneinwanderung. Im 19. Jahrhundert seien die Zuwanderer «in den Dialekt hineingewachsen. Soziologisch betrachtet war er die Sprachform der Wiener Unterschicht. Im Bewusstsein der Menschen ist er das noch immer.» Allerdings sei heute ein überwiegender Teil der Menschen, die der Wiener Unterschicht zugerechnet würden, nicht deutscher Muttersprache – und werde auch «nicht im Wiener Dialekt sozialisiert».

Dafür bekomme der Dialekt nun in Tourismus, Werbung und Kunst eine potenzierte Funktion, weil er bestimmte Stereotype hervorrufe. Die Wiener Qualitätspresse wiederum, so der Experte, nutze den Dialekt als ironisches Kontrastmittel. Gerade im Feuilleton, wo ein hochgestochener Duktus herrscht, lasse sich so «sehr süffisant Kritik üben, ohne dass man ganz verletzend sein muss – aber es ist trotzdem oft vernichtend». Diese Form von Scherz, Satire und Ironie funktioniert auch über das Wiener Diminutiv «-erl». Hinreisende Beispiele dafür liefert Nestroys «Freiheit in Krähwinkel»: Seine Krähwinkler haben ein «Tyranerl», «ein Zensurerl, Staatsschulderln, weit über unsere Kräfterln, also müssen wir auch ein Revolutionerl und (...) ein Konstitutionerl und endlich a Freiheiterl krieg'n». Glauninger zu den Feinheiten dieses Diminutivs: «Es ist ja selten eine dimensionale Verkleinerung: Wenn Sie ein Kaffeetscherl trinken, ist das kein kleiner Kaffee – der Genuss kann Stunden dauern! Es ist immer etwas Atmosphärisches, Situatives, Pragmatisches.» Gustostückerl ironischer Diminutivierung liefere auch die Boulevardpresse: Das Blatt «Heute» etwa weise bei Models oftmals auf deren «Pop-scherl» hin. Das schönste Beispiel aber habe er in einem Modegeschäft gehört, wo eine Verkäuferin zu einer Dame sagte: «Sie können das auch ein Grösserl höher haben.» Um derlei Nuancen hochsprachlich auszudrücken, müsste man sehr weit



Thema: Prater Wien

Autor: Ingeborg Waldinger

ausholen und würde es doch nicht eins zu eins hinbekommen. Umgekehrt versage der facettenreiche Wiener Dialekt ausgefechnet bei einem der wichtigsten Gefühle: Für «Ich liebe dich», über- rascht Glauning, gebe es auf Wienerisch keine direkte Entsprechung.

Ab den fünfziger Jahren erschlossen Kunstschaffende den Dialekt für Buch und Bühne neu. H. C. Artmann dichtete «Med ana schwoazzn Dintn» – mit einer Tinte, so schwarz wie der Wiener Humor. Die Kabarettisten Helmut Qualtinger und Carl Merz schufen den «Herrn Karl», eine schaurige Mitläuferfigur, und rüttelten mit Gerhard Bronner und Georg Kreisler am «Brettl vorm Kopf» (Programmtitel) der Wiederaufbau-Generation. Dafür zogen sie alle Register des Wiener Dialekts – etwa seine kreative, für Auswärtige so schwer verständliche Vieldeutigkeit.

Die lässt sich freilich auch subversiv nutzen, weiss einer der profiliertesten Kabarettisten der Gegenwart, Alfred Dorfer. Als Theaterwissenschaftler hat er sich eingehend mit Satire in totalitären Systemen befasst; als «Kabarettprofessor» referiert er darüber an der Uni Graz. «Nehmen Sie das Wiener Werkel (in der NS-Zeit einziges Kabarett der Stadt); noch heute streiten sich alle: War das jetzt subversiv oder anpasserisch? Wenn Sie im Wiener Dialekt etwas Böses sagen, können Sie es mit Mitteln wie dem Diminutiv sofort der eindeutigen Auslegung entziehen.» Dorfer spielt virtuos auf der Klaviatur dieser Mundart – ob auf Kabarettbühnen, in der TV-Sitcom «MA 2412» oder im Roadmovie «Indien». Und als einer, der Sprache als Musik begreift, betont er noch eine Stärke des Wienerischen: seine Melodiosität.

Entsprechend alt ist der Bund von Wiener Dialekt und Musik, etwa in den Volks- und Heurigen-Liedern. Die preisen Wein, Weib und Gesang, Gelassenheit ob des Unausweichlichen und die gute alte Zeit. Qualtinger und Co. hatten diese Seligkeit anarchisch persifliert, Wiens Liedermacher setzten den kritischen Tenor fort. Allen voran Arik Brauer, der als Musiker ein ebenso grosses Ansehen geniesst wie als Maler (er war Mitbegründer der Wiener Schule des phantastischen Realismus). Nach den Motiven für seine Dialektwahl befragt, meint der Künstler: «Man erreichte damit ganz klar ein breiteres Publikum.» Zudem sei Gesellschaftskritik auf Wienerisch – «im Unterschied zum deutschen Protestlied mit seinem intellektuellen Pathos» – weniger plakativ und belehrend. Davon zeugt etwa sein beschwingtes Lied «Köpferl im Sand»: Da hat es einer zu bescheidenem Wohlstand, behaglichem Posten und zu einer dicken, süssen Frau gebracht – und ignoriert den Rest des Weltenlaufs: «Hinter meiner, vorder meiner, links, rechts güt's nix, / Oba meina, unta meina, siach i nix / Spür nix, hear nix und i riach nix / Denk i nix und red i nix und tua i nix».

Das politische Potenzial

Brauer, der in der profanen Wiener Vorstadt aufwuchs, nennt den Dialekt seine «Muttersprache». Das politische Potenzial dieser Stadtmundart erkannte er aber erst in seiner Pariser Zeit, als er die Kraft des Argots entdeckte. Zurück in Wien, habe er sich geradezu auf den Dialekt gestürzt, um gegen die falsche Gemütlichkeit, den Rassismus und Antisemitismus seiner Zeitgenossen anzusingen oder ganz neue Themen aufzugreifen, etwa den Konsumwahn oder die Umweltproblematik. Arik Brauer rüttelt auf, scharf, humorvoll und subtil (selbst-)ironisch. Vielleicht sind seine Lieder auch eine Form von Psychohygiene. Ein Album trägt den schönen Titel: «Motschkern is g'sund» – Kritisieren ist gesund.

Eine weniger stachelige Dialektblume der siebziger Jahre war der Austropop. Dessen «Mutter», Marianne Mendt, verwienerte erst das Musical «Hair». «Let the sunshine in» hiess «Mocht's de Fensta auf». «Das war schon ein bisserl politisch

gemeint», erinnert sich die Musikerin. Mit «Wia a Glock'n» (getextet von ihrem Mentor Gerhard Bronner) landete sie dann einen Hit im Big-Band-Swing. Mendt brilliert zudem als Volksschauspielerin – im Theater, Film oder in der TV-Serie «Kaisermühlen-Blues».

Ja der Blues, der liegt dem Wiener halt im Blut. Hörbar wird das im «Neuen Wiener Lied», das traditionelle Melodien mit Blues-, Jazz- oder Rockrhythmen kreuzt. Dazu gibt es satirisch-tiefsinnige bis brachial kalauernde Dialekt-«Lyrics». Stefan Slupetzky, Cheftexter des famosen Trio Lepschi, liess schon als Autor der «Lemming»-Krimis die Funken des Wienertums sprühen: politisch unkorrekt, abgründig, melancholisch. Als Liedtexter erinnert er nun Liebeserklärungen wie: «Ohne di bin i a Gulaschsuppm ohne Paprika!» Und aus der Finanzkrise zieht er den Schluss, sich klugerweise gleich zu betrinken, denn: «... wos da Blede leida ned vaschteht, / i, dass d' Wöd untageht.» (Frei nach Nestroy, «Lumpazivagabundus»: «Die Welt steht auf kan Fall mehr lang.»)

Mit Fatalismus und Charme pflegt der Wiener dem Leben zu begegnen. Und was er vom Sterben hält, drückt sich im Wort «Schlager!» (Schlaganfall) aus. Slupetzky: «Ich kenne keinen Ort auf der Welt, wo g'scheiter mit dem Tod umgegangen wird als hier: ihn nicht zu verleugnen, sondern ihn gewissermassen an sein Herz zu ziehen und dabei so zu umarmen, dass er sich nicht mehr rühren kann, der Tod.» Wie wahr: In der Sprache spiegelt sich die Seele des Volkes. Sie stiftet Identität – solange sie im Leben verankert ist. Die graduelle Verlagerung des Wiener Dialekts vom Alltag Richtung Bühne und Werbung stellt für den Linguisten Glauning lediglich einen «Transformationsprozess» dar, für die befragten Wiener Künstler indes eine Verarmung. Während Marianne Mendt noch am ehesten eine Zukunft für das Wienerische sieht,

Thema: Prater Wien

Autor: Ingeborg Waldinger

hat Arik Brauer den Dialektswund bereits als Teil der Globalisierung ausgebucht: Am Ende würden nur wenige Sprachen übrig bleiben. Für Stefan Slupetzky hat sich die Stadtmundart im «Neuen Wiener Lied» «eine Insel gebaut». Alfred Dorfer wiederum setzt seine Hoffnung in die Enkel der Dialektsprecher: «Wir übernehmen ja gerne Dinge, die aus der Grosselterngeneration kommen.» Und was, wenn der Imagewandel ausbleibt und der Wiener Dialekt doch nur als Bühnensprache überlebt? Dorfer antwortet mit der ihm eigenen Ironie: «Sie meinen eine Art <Shakespeareian>?»



«Wos da Bleda leida ned vaschteht, / i, dass d' Wöd untageht.» – Vergnügung, aber ohne Weltschmerz, auf dem Wiener Prater.